
Herder Korrespondenz

Heft 1
37. Jahrgang
Januar 1983

Gewiß ist es fast noch wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie es ist.

Wilhelm von Humboldt

Dankbarkeit

Tugenden haben wie alles, was vom Menschen abhängt, ihre Konjunkturen. Das gilt in zweifacher Hinsicht. *Kultur- und menscheitsgeschichtlich* ist es so, daß nicht jede Zeit und jede Bevölkerung der jeweils gleichen Tugenden bedarf, um ihr Leben zu organisieren und miteinander leben zu können. Jäger und Sammler, Seefahrer und Hirten bedurften anderer Verhaltensweisen und Einstellungen als Menschen in städtischen Hochkulturen. Tugenden sind aber in ihrer Einschätzung auch *von schwankenden Stimmungen und schwankenden Lebensphilosophien abhängig*. Einmal gilt es als gut und richtig, tapfer oder auch gehorsam oder auch leistungsbereit zu sein, ein andermal gilt sogar Trägheit als chic.

Es ist aber nicht so, daß *Tugenden* einmal allgemein akzeptiert wären und ein andermal in der privaten und öffentlichen Meinung völlig darauf verzichtet würde. Auch wenn man sich geniert, sich zu Tugenden zu bekennen oder gar tugendhaft zu sein, wie man sich geniert, *Moral* zu zeigen oder als besonders moralisch zu gelten, man postuliert schon „seine“ Tugenden, jedenfalls wenn es sich um solche handelt, die andere oder einfach die Gesellschaft bzw. ihre Vertreter – Politiker, Funktionäre, Lehrer, Geistliche – haben sollen. Man hängt dann allerdings häufig ein Schamtuch davor in Gestalt eines Fremdworts. *Verantwortungsbereitschaft* heißt dann Engagement, auch wenn es nicht dasselbe ist und gerade den Grad von Unbestimmtheit hergibt, den man sich wünscht. Und statt Mitmenschlichkeit, weil es zu schlicht klingt, oder statt *Nächstenliebe*, weil diese zu christlich und zu wenig politisch ist, sagt man dann Solidarität. Dabei kann man sich davon immer noch ein wenig distanzieren, so daß Solidarität nicht in erster Linie als Eigenleistung, sondern als Bringschuld „der“ Gesellschaft erscheint.

Es darf aber nicht übersehen werden, daß es auch Tugenden gibt, die niemals wirklich in Frage gestellt werden: von den Kardinaltugenden abendländisch-christlicher Tradition werden Tapferkeit und Mäßigung wohl durchaus unterschiedlich bewertet, aber daß Gerechtsein eine unumstößliche, wenn auch jeweils interpretierbare Pflicht ist und Klugheit als eine Haltung und Begabung verstanden wird, auf die – wenigstens objektiv – niemand wirklich verzichten kann und will, wie immer sie oder es sich

subjektiv dazu verhält, ist, glaube ich, unumstritten. Auf jeden Fall aber ist es ein ziemlich vertracktes Problem mit den Tugenden, wie wir sie zu behaupten, zu beanspruchen pflegen, oder wir uns ihrer schämen und doch nicht auf sie verzichten mögen oder sie einfach loswerden möchten, freilich nie, ohne dabei ein irgendwie schlechtes Gewissen zu haben. Es bedürfte wohl einer Menge tiefenpsychologischer Sezierung, um all den darin hineinspielenden Verknotungen menschlicher Interessen und Stimmungen auf den Grund zu kommen.

Dankbarkeit hat keine Konjunktur

Aber kommen wir zum besonderen Beispiel, um das allein es uns hier geht. Es fällt auf, daß *eine* Tugend, sehen wir einmal von den von der Gesellschaftsstruktur abhängigen, wie Gehorsam und ähnlichen ab, gegenwärtig so gut wie keine Konjunktur hat, auch wenn sie verbal, d. h. in unserer Alltagssprache fast ubiquitär vorhanden ist: ich meine *Dankbarkeit*. Es gibt keine Handreichung, für die wir nicht Danke sagen, und sei es auch nur das Öffnen einer Tür, das Aufheben eines Stückes Papier, die Erledigung eines Behördengangs oder die Einladung zu einem Glas Bier oder zu einer Tasse Kaffee. Wir bedanken uns wie selbstverständlich für das Ausrichten von Grüßen, für die Nachfrage nach unserer Gesundheit und für die Auskunft über den Nachbarn. Und wir unterzeichnen unsere Briefe, ohne viel nachzudenken, wenn es um Geschäftliches und um zu Erledigendes geht, je nach emotionaler Ferne oder Nähe zum geschäftlichen Partner mit freundlichem oder herzlichem Dank, je nach Geschäftslage sogar mit einem „im voraus“.

Das ist auch kein bloßes Ritual. Jedenfalls nicht immer. Und es erfüllt seine *Funktion*. Es verhilft, wie ehrlich oder unehrlich es auch immer gemeint ist, zu menschlich erträglichem Umgang. Aber irgendwie ist solcher selbstverständlich geübter Dankbarkeit doch nicht recht zu trauen. Denn es gibt auch die andere Seite mit rauheren Sitten, wo selbst ein Danke ganz und gar nicht als chic gilt. Man beschränkt sich auf die kürzeste Formel, aber vermeidet, Dankbarkeit zu zeigen, und im Zweifel läßt man auch die Formel weg. Warum danken für etwas, was mir der an-

dere oder die andere ohnehin schuldet. Bekenne ich im Dank nicht auch *ein Stück Verpflichtung*, ja Abhängigkeit, in die ich mich unter Gleichen zu Unrecht oder überflüssigerweise beuge? Also wird geschwiegen oder über eine entsprechende Geste einfach hinweggegangen. Er (oder sie) muß ja nicht, wenn er nicht will, und, weiß Gott, vermutlich folgt er (oder sie) damit doch nur den eigenen Interessen. Also so ubiquitär, wie es den Anschein hat, ist das Danken gar nicht.

Und die *Wertschätzung* von Dankbarkeit? Sehr weit her scheint es auch damit nicht zu sein. Man spricht nicht darüber. Sie scheint kein besonderes Anliegen zu sein. Obwohl die Kirche sich in der Eucharistie selbst *als Dankgemeinschaft* verwirklicht, haben, wenn es schon um Tugenden geht, auch in ihr andere Vorrang: Gerechtigkeit vor allem, Friedfertigkeit natürlich und ganz besonders auch in ihr Fremdwortugenden: Solidarität, Engagement. Und natürlich die göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe. Vielleicht ist Dankbarkeit in der Liebe, in der „rein“ menschlichen wie in der auf Gott gerichteten enthalten: denn wenn ich jemanden liebe, bin ich ihm wohl auch dankbar für den Umstand, daß ich ihn lieben darf und kann, sonst wäre es möglicherweise keine Liebe. Aber solches Miteinschließen macht die Sache nur undeutlicher, verschleiert, daß uns Dankbarkeit unangenehm ist. Doch ließe sich auch argumentieren: Wenn Dankbarkeit nicht etwas ist, das *als Anliegen* vertreten wird, wenn weder öffentlich noch privat viel darüber räsoniert wird, dann ist das noch kein Zeichen dafür, daß Dankbarkeit nicht vorhanden, als Haltung nicht gewünscht oder nicht gewagt würde. Vielfach ist es ja so, daß über bestimmte Güter, Werte, Errungenschaften dann am meisten geredet wird, wenn sie nicht vorhanden, aber dringend erwünscht oder vorhanden, aber *besonders gefährdet* sind.

Woran das wohl liegt?

Aber auch das kann man anders sehen: Etwas ist gerade deswegen nicht im Gespräch, weil man darauf so sehr vergessen hat, daß man seine Bedeutung nicht mehr erkennt, oder weil man es als störend empfindet oder weil man meint, endgültig darauf verzichten zu können. Auf Dankbarkeit etwa, weil in einer *Gesellschaft von Gleichen* oder wenigstens in einer, wo jedem das Seine zuzukommen hat und im übrigen alles per Tauschhandel im Sinne des „do ut des“ geregelt wird, das Dankbarsein einfach *keine Funktion* mehr hat, eher lebensbehindernd wirkt, weil es das Gleichheitsprinzip stört oder überflüssig macht und Abhängigkeiten zementiert.

Aber Dankbarkeit scheint nicht nur aktuell, unmittelbar gegenwartsbezogen, als eine prägende menschliche Haltung nicht gefragt zu sein, da weder in den Groß- noch in einer der vielen Subkulturen irgend jemand irgendwie damit reüssieren kann. Es scheint mit ihrer Wertschätzung auch *historisch* seine Haken zu haben. Sie gehört zu keinem etablierten Tugendkatalog. Das muß etwas zu bedeuten haben, etwa, daß Dankbarkeit immer eine

unsaubere, d. h. *ausnutzbare Tugend* war, verbunden mit sehr viel Zwang. Noch unsere Generation wurde im Kindesalter ziemlich viel und ziemlich nachdrücklich zu Dankbarkeit gezwungen, auch dort, wo es wenig des Dankes Wertes gab. Und weil Dankbarkeit eine von Grund auf ambivalente Haltung sein kann, die sich selbst als Tugend offenbaren muß, indem sie eine Menge andere Untugenden verdecken hilft: Schon mancher Sohn oder manche Tochter hat sich Eltern gegenüber seelisch zu Tode „gedankt“, weil diese den Besitzanspruch an ihren Kindern bis an das eigene Lebensende nicht aufgeben wollten und meinten, dafür müßten ihnen diese auch noch ein Leben lang dankbar sein. Und mancher Arbeitgeber oder Kapitaleigner meinte noch bis in unser Jahrhundert herein, es sei eine Gnade, für knappes Salär in seinem Betrieb arbeiten zu dürfen. Für Gnadenerweise wird immer Dank erwartet.

Aber *ambivalent* in Intention und Wirkung sind auch Tugenden, die geschichtlich ehrenvoller abschneiden. Tapfer kann auch ein Soldat sein, der im Dienste eines unmenschlichen Regimes sein Leben wagt. Und klug ist unter Umständen auch ein Einbrecher, der mit Fleiß und Können einen Safe zu knacken versteht.

Es muß also mit der Dankbarkeit schon etwas Besonderes auf sich haben: geschichtlich und aktuell. Vielleicht liegt diese Sonderheit geschichtlich besonders an einer Eigenheit: Dankbarkeit ist *passiv* und *reaktiv*. Dank sage ich jemandem, von dem mir etwas zuteil wird, was für mich etwas bedeutet, oder dem, der mir etwas schenkt, was er mir nicht schuldet. Ich reagiere auf etwas, das vom anderen ausgeht. Solche reaktiven Haltungen mögen in auf Zukunft gerichteten, nach Eroberung und Expansion trachtenden Zeiten sekundär erscheinen, brauchbar in erster Linie, um willige Untertanen zu erhalten. Auf Aktivität gerichtete Haltungen haben deswegen natürlicherweise einen höheren Rang, wenigstens gesellschaftlich, wenn auch nicht religiös.

Für die Gegenwart kommt aber wohl noch einiges dazu: ihr *Zielbild vom Menschen* ist das emanzipierte, in voller Selbstverwirklichung sich entfaltende Subjekt. Die Gesellschaft soll eine von in größtmöglicher Unabhängigkeit lebenden Gleichen sein. Unter Gleichen gilt das staatlich garantierte Berechtigungsprinzip, und zwar weitgehend unabhängig von Leistungsfähigkeit und Leistungswilligkeit. Bei flächendeckenden einforderbaren Ansprüchen ergibt Dankbarkeit scheinbar keinen Sinn. Worauf ich Anspruch habe, dafür brauche ich nicht zu danken.

Eine Planierung, die keinem bekommt

Das ist auch nicht von Grund auf falsch. Es ist ein Fortschritt, *Gerechtigkeit* umfassender, als es einmal möglich war, auf dem Rechtswege einfordern zu können. Es entsteht dadurch nicht nur mehr Wohlfahrt, sondern mehr Wohlsein, wengleich die Gefahren in bürokratisch-anonyme Abhängigkeiten staatlicher oder sonstiger Wohlfahrtsorganisationen zu geraten nicht zu übersehen sind.

Aber davon abgesehen, *allein* auf Verwirklichung von Gerechtigkeit zu setzen, wäre eine Planierung des Menschen, die keinem bekäme, nicht einmal dem durch Schicksal und Umwelt Benachteiligten. Ich kann *Menschsein* nicht auf einen so dünnen Strich Wirklichkeit reduzieren, ohne es in seinen Grundlagen anzutasten. Schon von der sozialen Struktur menschlichen Zusammenlebens her ist das Leben so eingerichtet, daß nicht alles in Ansprüchen geregelt werden kann. Menschliches Zusammenleben kann – die Realisierbarkeit dieses „kann“ einmal vorausgesetzt – so organisiert sein, daß es *jedem das Seine* garantiert. Aber keine Gesellschaft bzw. kein Staat und auch keine Wohlfahrtsorganisation kann Ressourcen verteilen, die sie nicht produziert oder die sie, weil auch von anderen nicht produziert, nicht verwalten kann. Sie kann Wohlstand gerecht verteilen, im Katastrophenfall dafür sorgen, daß es nicht an Kleidung und Nahrung fehlt, aber sie produziert keine Mitmenschlichkeit jener Art, die seelische Erfüllung und Vertrauen in den anderen gibt.

Ich kann in meinem Betrieb einen gerechten Lohn einfordern und mich dafür einsetzen, daß ihn auch andere bekommen. Wenn aber kein ersprießlicher menschlicher Umgang gepflegt wird, wenn Antipathie und Mißtrauen herrschen und der eine dem anderen sich verschließt, wenn auch kein *Verständnis für Fehler* aufkommt, die ein jeder hat, geht da doch mehr als einer zugrunde.

Ich kann vom Partner Treue fordern und er kann es von mir, aber wenn er oder ich nichts über das Forderbare hinaus einbringen, kein spontanes gegenseitiges Sichannehmen, kein Zutrauen, keine Zuwendung, fehlt bald die Luft zum Leben. Wir sind auf vielerlei Weise angewiesen auf vielerlei Dinge, die sich durch keinerlei Paragraphen einfordern lassen, auch wenn wir moralisch darauf verpflichtet sind oder sie uns moralisch geschuldet sind. Und wir leben sehr viel mehr, als wir ahnen oder uns eingestehen wollen, von Dingen und aus „Gütern“, die ihrer Natur nach *weder rechtlich noch moralisch* geschuldet sind, ohne die aber menschliches Leben nicht einmal eine Wüste wäre. Wir sind schlicht darauf angewiesen, daß wir sie uns gegenseitig schenken. Liebe z. B. kann ich nur schenken oder empfangen, ich kann sie weder verordnen noch einfordern. Und dennoch oder gerade deswegen kann ohne sie niemand wirklich leben. Freundschaft kann sich nur entwickeln, wenn sich Menschen jenseits von Rechten und Pflichten aufeinander einlassen, indem der eine gibt, was der andere nicht hat, ohne daß der eine es vom anderen verlangen kann.

Damit ist ein *Grundmuster menschlichen Daseins* angesprochen. Menschen sind verschieden. Gerade in der Annahme der Verschiedenheiten liegt der Reichtum menschlichen Lebens. Aber es gehört zur Freiheitsstruktur menschlichen Daseins, daß wir Vieles geben können, nicht müssen, worauf der andere angewiesen ist, und daß wir selbst darauf angewiesen sind, daß der andere gibt, was er nicht schuldet. Menschliches Dasein ist auch als zwischenmenschliches *geschenktes Dasein*. Wer sich dem entzieht, lebt wider seine Natur. Zum Geschenkten aber

gehört der Dank und Dankbarkeit als Ausdruck der Gesinnung. So hängt an dieser Tugend zwar nicht die Weltordnung, aber sie ist ein Weg, diese verständlich zu machen und sie als lebenswert zu erfahren.

So schwingt bei dem, der sich Dankbarkeit nicht als Ritual, sondern als Haltung versperrt, wohl *zweierlei* mit. Einmal ein *existentielles Mißtrauen* angesichts der Nöte und Widersprüche des Lebens. Wer die Welt und das eigene Leben absurd findet, wofür soll der danken? Denn um Dankbarkeit empfinden und zeigen zu können, muß ich als Geschenk empfinden, was ich bin und was mir in meiner Existenz zuteil wird. Wer sein Leben nicht als sinnvoll erfährt, kann auch keinem *Geber des Lebens* danken. Zum andern: ein das eigene Seelenleben unfrei machendes, nicht prinzipielles, aber allorts latent wirksames Mißtrauen gegen Mitmenschen. Genauer: die Unfähigkeit oder einfach der Unwille, sich auf das Anderssein des andern einzulassen, aus Angst sein eigenes Selbst opfern oder sich eingestehen zu müssen, daß wir auf andere angewiesen und auch von deren Fähigkeit zu „geben“ abhängig sind. Verleugnung des Danks ist somit nichts anderes als ein Stück Sich-Verschließens in sich selbst, in einem grundlegenden Sinne *Zeichen der Verweigerung von Mitmenschlichkeit*, ein Nicht-zur-Kennntnis-Nehmen grundlegender Daseinsbedingungen.

Im Danken werden wir frei

Warum wir uns aber gerade unter heutigen Lebensbedingungen so gern, wenn auch unreflektiert so verhalten, läßt sich vielleicht daraus erklären, daß wir uns in der kulturell-gesellschaftlichen Entwicklung in einer Zwischenphase befinden, zwischen der Befreiung aus alten Fesseln sozialer Abhängigkeit und dem Empfinden, die gewonnene Unabhängigkeit an neue Formen technischer und mitmenschlicher Zwänge zu verlieren. Auch das ist verständlich, versperrt aber den Zugang zu einem Daseinsverständnis, das Dasein eigentlich erst bejahen läßt: daß alles, was ist, trotz seiner unergründlichen Doppeldeutigkeiten, geschenkt ist bzw. einen Schenker hat, der uns nichts schuldet, aber alles gibt, und daß das, was wir Menschen in freier Zuwendung einander schenken oder voneinander dankbar annehmen, einen Widerschein göttlichen Sich-Einlassens auf den Menschen unter Menschen ist.

Hängt also gar der *Glaube* am recht verstandenen Dank? Insofern ja, als ich nur einem Gott glauben kann, dem ich Dasein und Rettung *verdanke*. Ein Gott, dem ich mich nicht verdanke oder der mir alles schuldet, wäre kein Gott. Das sagt mir nicht erst die christliche Gnadenlehre, sondern schon der „natürliche“ Glaube an den Schöpfergott. Vor allem aber hängt daran der Glaube an den Menschen und damit auch das Vertrauen in sich selbst und die eigene geglückte Existenz. Wenn ich wirklich danke, bange ich nicht um mich, und nur einem Menschen, der nicht um sich bangt, wenn er dem anderen gibt oder vom anderen empfängt, kann ich wirklich vertrauen. So gesehen macht Danken frei.

David A. Seeber